



Viel Frischluft für die Landschaftsmalerei – Wolfgang-Adam Töpffer: «Les pêcheurs au filet».

MUSÉE D'ART ET D'HISTOIRE, GENÈVE

Ein minuziöser Realist

Ein Werkkatalog erschliesst die Gemälde des Genfer Künstlers Wolfgang-Adam Töpffer

Marcel Roethlisberger · Der Kunsthistoriker Lucien Boissonnas, der in Zürich das Restaurationsatelier seiner Familie weiterführt, veröffentlichte 1996 eine umfassende Monografie über den Genfer Maler Wolfgang-Adam Töpffer (1766 bis 1847). Nun legt er den vollständigen Katalog der Gemälde vor, wiederum auf Französisch verfasst, mit deutscher Übersetzung der Einleitung; nicht weniger als 614 Nummern (einschliesslich 150 nur dokumentarisch gesicherter Werke), alle farbig oder schwarz- Weiss abgebildet. Damit ist dieser wichtigste Schweizer Maler seiner Zeit endlich auf vorbildliche Weise erschlossen.

Die 20-seitige Einführung vermittelt eine Übersicht über den Meister, die Haupttypen seiner Gemälde – reine, gelegentlich topografische Landschaften, reich staffierte Hauptwerke und Genrestücke –, die stilistische Einordnung, die Mäzene, die gelegentliche Zusammenarbeit mit Agasse und Massot. 70 Farbtafeln mit 9 Details bringen die thematische Fülle anschaulich zum Ausdruck. Die ausführlichen Katalogeinträge orientieren über alles Wissenswerte und sind oft mit Auszügen früherer Kommentatoren wie D. Baud-Bovy und Ch. Dubois-Melly bereichert, wodurch der Leser

Einsicht in die damalige Beurteilung der Werke erhält. Relevante Bezüge zu andern Meistern wie Saint-Ours, De La Rive, Boilly, Taunay sind stellenweise erörtert. Am Schluss finden sich lesenswerte Auszüge über viele technische Belange, die den Briefen des Malers entnommen sind.

Ausgangspunkt von Töpffers Landschaften ist der systematische, vorimpressionistische Pleinairismus seiner Zeichnungen, Aquarelle und Ölstudien. Die Ölbilder sind meist ausgiebig mit Figuren ausgestattet, ohne den früher obligaten antiken oder literarischen Überbau, dagegen mit erzählerischen Dorfszenen und ländlichen Festen, die sich grosser Beliebtheit erfreuten. Durch ihren Realismus und das Fehlen jeder biedermeierlichen Sentimentalität vermögen diese Werke auch den heutigen Betrachter wiederum zu faszinieren. Die malerische Qualität seiner minuziös ausgeführten Werke ist bezaubernd.

Viele seiner populärsten, oft paarweise konzipierten Bilder fertigte er mit Varianten in mehreren Exemplaren an, in zum Teil grossen zeitlichen Abständen. Der Katalog gruppiert in sinnvoller Weise die Themen und ordnet alle Bilder zeitlich ein, ohne eine durchgängige Chronologie anzustre-

ben. Eine durchgehende stilistische Einheit bestimmt das gesamte Schaffen. Etwa fünfzig Werke entstanden in Zusammenarbeit mit Firmin Massot, dessen Bildnissen Wolfgang-Adam Töpffer den Landschaftsgrund beifügte.

Die figurenreichen Salonlandschaften Töpffers waren weitherum gesucht. Kaiserin Joséphine erwarb zehn Werke, am meisten der Engländer Edward Divett, viele gingen an russische und französische Käufer. Bei uns zu Lande ist er am besten im Genfer Museum und – wie die gesamte Genfer Schule – im Reinhart-Museum in Winterthur vertreten. Das Buch lässt erstmals in vollem Umfang erkennen, welche überragende Stelle Töpffer im Bereich der Landschafts- und Genremalerei der Zeit um 1800 zukommt, über Genf hinaus für die Schweiz und für Europa. Eine monografische Ausstellung wäre nun wünschenswert, zumal sich die meisten Hauptwerke in Privatbesitz befinden. Ein abschliessender Katalogband der etwa tausend ausgearbeiteten Zeichnungen und Karikaturen ist in Vorbereitung.

Lucien Boissonnas: Wolfgang-Adam Töpffer, Peintures. Benteli-Verlag, Bern 2011. 383 S., Fr. 128.–.

Schöpferische Gelehrsamkeit

Klaus Reicherts «Türkische Tagebücher» berichten von Reisen in ein unentdecktes Land

Beatrice von Matt · Im Jahr 2008 hat Klaus Reichert – emeritierter Literaturwissenschaftler aus Frankfurt, Historiker alter Kulturen, Übersetzer, Lyriker – ausgiebig die Türkei bereist. Eingeladen vom Goethe-Institut, wurde er von einheimischen Kennerinnen und Dolmetscherinnen begleitet. In seinem Gepäck lagen statt der üblichen Reiseführer zwei grosse Erzählungen: die «Ilias» und «Das schwarze Buch» des türkischen Romanciers Orhan Pamuk, Nobelpreisträger von 2006. Darüber hinaus liess er sich von zwei sprachmächtigen Strategen leiten, deren Schriften ebenfalls weit auseinanderliegen, Xenophon und Moltke.

Unvoreingenommen wollte der Reisende Bericht erstatten, was ihm denn auch gelang, zurückhaltend im Stil, bestechend in den Erkenntnissen. «Historein», betont der Autor, heisse bei Herodot «hinfahren, hinsehen und das dann aufschreiben». Er hielt sich an die spontane Form des Tagebuchs, um aufzubewahren, was ihm ferngeleitet. Das Ergebnis: «Türkische Tagebücher. Reisen in ein unentdecktes Land».

Neben Istanbul wählte er zwei geschichtsträchtige Zonen zur näheren Erkundung: einerseits die uns nahe liegende Ägäis mit Smyrna, dem heutigen Izmir, mit Troja und Ephesus, andererseits die Gegend um die Stadt Urfa in Südostanatolien nördlich der syrischen Grenze. Gerade hier, in biblischen Landen, wo der Garten Eden gelegen haben soll, im antiken Edessa, wo seit Sumerern und Assyrern die Kulturen sich überlagerten, erhalten wir überraschende Einblicke.

Klaus Reichert trifft auf ein Völkergemisch von Türken, Kurden, Armeniern und Arabern, die viel aufgeklärter mit ihrem politischen Alltag umgehen, als wir uns das vorstellen. Sie sind stolz darauf, dass sie einander friedlich achten. Und feministische Bemühungen tragen hier Früchte; sowohl Zwangsheiraten wie Ehrenmorde sind stark zurückgegangen.

Der gelehrte Türkeifahrer verbot sich, Ruinen und andere Zeugen der Vergangenheit nur als Bestätigungen seines mitgebrachten Wissens zu betrachten. Er skizziert zwar immer wieder die histo-

rischen Zusammenhänge, aber nicht um ihrer selbst willen, sondern um die komplexe Wirklichkeit der Gegenwart von ihrer Herkunft her besser zu begreifen, um zwischen den Kulissen des Vorhandenen eine plausible Geschichte zu erspähen.

Neben die Tagesberichte treten Überlegungen zu kulturwissenschaftlich fesselnden Themen wie etwa dem Lesen von Zeichen unterschiedlichster Art: Vogelflug, Architektur als Schrift, die Buchstaben des Korans mit ihren Urbildern im Himmel, die Sprache der Thora. Der gewaltige Moscheenbaumeister Sinan aus dem 16. Jahrhundert, der an der Hagia Sophia Mass nahm, bekommt ein eigenes Kapitel, ebenso die geometrische Musterung der Kelimteppiche, die Reichert mit moderner Malerei und Musik in Verbindung bringt. Offenheit für Neues und schöpferische Gelehrsamkeit sind in diesem Buch eine fruchtbare und unangestrenzte Symbiose eingegangen.

Klaus Reichert: Türkische Tagebücher. Reisen in ein unentdecktes Land. S.-Fischer-Verlag, Frankfurt am Main 2011. 190 S., Fr. 32.90.

Stimmungsfelder

Ingram Hartingers Brevier «Kigo»

Martin Kubaczek · Mit Verve und Vehemenz, mit Subtilität und poetischer Leuchtkraft schreibt der Salzburger Romanist und Psychologe Ingram Hartinger nun seit mehr als vier Jahrzehnten unermüdet an einem umfassenden Œuvre, kompromisslos und unberührt, eine Ecriture abseits aller Opportunität, sprachgewaltig und energievoll. Es ist eine dunkel grundierte Prosa, die Hartinger meist in kleinen Absätzen ausbreitet, Stimmungsfelder, diesmahl entlang der Linie von Jahreszeiten und einer Paar-Situation, den Erscheinungsformen von Natur und Meteorologie subsumiert, von der Kirschblüte bis zum ersten Schnee, Blüten wie Flocken hüllen die Wirklichkeit in ihre sprachliche Kontur.

Hartinger greift japanische Dichtung auf, er arbeitet und spielt mit den Zeichen und Topoi einer asiatischen Kultur, die alles symbolhaft setzt und von Intertextualität und Anspielung lebt. Der Titel des Buches, «Kigo», setzt sich aus zwei Zeichen zusammen, ist ein Kompositum aus «Jahreszeit» und «Wort», das in der Haiku-Dichtung auf die Saison verweist; das kann unmittelbar durch Beobachtung von Naturphänomenen wie Vogelgesang, die Blüte oder Laubfärbung, mittelbar durch Verweise auf Kleidung, Nahrung, Bräuche und Tätigkeiten erfolgen.

Auch die Selbstzurücknahme des anonymen Erzählers könnte man asiatisch interpretieren, er spricht von sich als «ein[em] Irgendwer», der als Wetterwart werkt, Geräte ablesend, isoliert auf einer Bergspitze sitzend. Was er meteorologisch beobachtet, Himmelsphänomene wie Wolken-schlieren und Aurora, setzt er kaleidoskopisch in seinem «Wetterjournal» zusammen: atmosphärische Studien und Skizzen, von Lektüre und diskreter Liebe flankiert, in denen er von der Warte des Sonnblick (der reale hochalpine Gipfel in den österreichischen Tauern mit seiner seit 1892 durchgehend besetzten Wetterstation ist hier symbolischer Ort) die politische Situation in den europäischen Niederungen kommentiert; geologische Realität und imaginäre Landschaft fliessen so zusammen in der «Zeichenhaftigkeit des Berges Sonnblick».

Der Text ist in 299 Abschnitte gegliedert, eingestreute luftige Grafiken des Autors lichten das Textgefülle. «Kigo» ist eine expressive Suche nach dem Selbst, ringt nach Identifizierung und Zugehörigkeit in der Üppigkeit und im unerschöpflichen Reichtum der überbordenden Schöpfung. Jeder dieser Texte ist aber auch apokalyptisches Selbstgericht: An den Klima- und Wettererscheinungen reflektiert sich die desaströse Befindlichkeit, der Intensität und Dringlichkeit der Bilder steht ein spartanischer Minimalismus im Narrativen entgegen, Bilder, Szenen, Traum, Fabel, Skizze, Imago wechseln ansatzlos in den Blick für das Konkrete, für Nähe und akribische Detailbesessenheit. Vor düsteren Horizontlinien blitzen dabei die Sätze in ihrer dunklen Passion, finden sich sprachliche Kleinodien eingebettet in den dunklen Samt des Erzählens vor einem wetterleuchtenden Hintergrund.

Ingram Hartinger liebt Paratexte, er montiert Zitate und Referenzen, setzt Dutzende Mottos ein, wappnet und flankiert so die papierene Festung seiner martialischen Prosa gegenüber einer gesellschaftlichen Gegenwart, der er unterstellt, «zu riskieren, nicht ein einziges Mal mehr zu singen anzuhören». Gegen Nutzen und Kalkül setzt er sein schreibendes Aufbegehren, gegen die Konsumwelt eine Poetik des Impulsiven und der Spontaneität, mit Sprachgewalt rebelliert er gegen Ohnmachtsgefühle, gegen die mediale Ausbreitung der globalen Zerstörung setzt er seine Trauer und die Reinheit des Kreatürlichen, das kein Bewusstsein hat von einer jederzeit möglichen Auslöschung.

«Kigo» ist geprägt vom Schmerz über das Versäumte, die verlorenen Hoffnungen und den versagenden Mut, gezeichnet von Aufbruchsappellen und Wut, Einsamkeitstopoi prägen dieses Brevier auf seiner Suche, das «vom Wind entwurzelte und zerfetzte Fähnlein der Illusion» gegen eine «diskrete Liebe» zu wechseln, wie sie im Text geborgen ist: Mit ihrer feingliedrigen sprachlichen Verwurzelung widersetzt sich diese obsessive Prosa den Erosionen eines ohnmächtigen Bewusstseins.

Hartinger schreibt keine Lamentatio, sondern steht mit prometheischem Zorn in den Trümmern einer verstürzten Schöpfungsgeschichte. Mag die Grundierung des Textes in ihrer Dramatik gewaltig und bedrohlich klingen wie Jean Pauls «Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei», so balanciert der Autor seine düsteren Visionen und grimmigen Appelle immer wieder mit Lichtblicken und Himmelsbildern, wenn er etwa mit dem englischen Poetenpriester Gerard Manley Hopkins dialogisiert, einem späten Constable der Wolkendichtung; da finden sich in «Kigo» Formulierungen, bei denen man innehält wie nach einem Unwetter im Gebirge, wenn die Sonne wieder hervorkommt zwischen den Wolkenbänken. «Und er auf seiner Wetterwarte, verzweifelt und aufmerksam, er geht einen Schritt weiter.»

Ingram Hartinger: Kigo. Wieser-Verlag, Klagenfurt 2012. 400 S., Fr. 29.90.